

Hinsehen beim Weggehen

Text: Werner Huber
Fotos: Georg Aerni

Eine grosse Glasfront, durch die man in den Ofenraum mit den bereitstehenden Särgen blicken kann – das neue Krematorium in Winterthur regt Passanten zum Nachdenken über das Tabuthema Tod an. Auch die Architekten mussten hinsehen und sich bei dieser Aufgabe mit dem Tod auseinandersetzen. Markus Jedele vom Architekten Kollektiv Winterthur erzählt, wie er die zehnjährige Planungs- und Bauzeit erlebt hat.

• Mitten im Wald, umgeben von hohen Bäumen und dennoch in direkter Beziehung zum Friedhof Rosenberg steht das Krematorium Winterthur. Die Abdankungshalle erinnert an eine Waldkapelle. In der Apsis waren bis vor kurzem die beiden alten Kremationsöfen in Betrieb. Gleich daneben baute das Architekten Kollektiv aus Winterthur das neue Krematorium. Es ist ein flach gedeckter Betonbau, dessen Ordnung auf einem strengen Raster basiert. Sichtbar sind das Ofenhaus und ein vorgelagerter Hof. Stählerne, mit Schrift durchbrochene Platten schliessen den Hof nach aussen ab. Die technischen Räume für die Rauchgasreinigung sind unterirdisch angelegt. Ein unterirdischer Stollen, erstellt in den Siebzigerjahren für den Altbau, erschliesst auch den Neubau. Im Gegensatz zum alten Krematorium, dessen Ofenraum mit Kathedralglas von der Umgebung abgeschottet war, gestatten beim Neubau grosse Fenster den Blick in die Ofenhalle, in der die Säрге mit den Verstorbenen bereitstehen – ein ungewöhnliches Bild für die Spaziergänger.

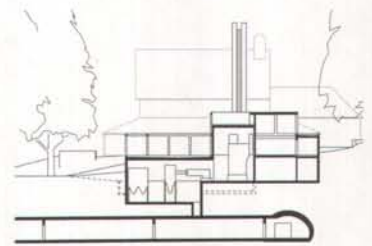
Gleichzeitig haben die Architekten das Innere der alten Abdankungshalle renoviert, das düstere Tonnengewölbe weiss gestrichen und mit blauen Wänden gefasst. Neue Bänke, in den Seitenschiffen quer gestellt, sollen das Gemeinschaftsgefühl unterstreichen. Der Bau stammt im Kern von 1911, als ein privater Feuerbestattungsverein durch die Architekten Bridler & Völki das Krematorium mit der Abdankungshalle, dem Ofenhaus in der Apsis und zwei Urnenhallen bauen liess. In den Dreissigerjahren erweiterte der Verein das Ofenhaus auf zwei Öfen und baute 1950 die Abdankungshalle zur dreischiffigen Basilika aus. Seit 1980 gehört das Krematorium der Stadt Winterthur. →



1



2



3



4

- 1 Schriftplatten von Klaus Merz bilden zwischen Ab dankungshalle und Krematorium einen geschützten Hof.
- 2 Das neue Krematorium nimmt die Ordnung des Altbaus auf. In dessen Apsis sind die alten Öfen zu erkennen.
- 3 Die technischen Räume mit der Rauchgasreinigung liegen unter der Erde. Der Zugangsstollen aus den Siebziger Jahren erschliesst auch den Neubau.
- 4 Das Krematorium steht in einer Waldlichtung neben dem Friedhof Rosenberg.

→ Interview: **Mit nichts anderem vergleichbar**
Vom ersten Projektierungsauftrag für die Erneuerung der alten Öfen bis zur Einweihung sind über zehn Jahre vergangen. In dieser Zeit hat sich Markus Jedele vom Architekten Kollektiv als Architekt und Gesamtplanungsleiter mit dem Thema auseinandergesetzt.

? Ein Krematorium ist keine alltägliche Entwurfsaufgabe. Wie habt ihr euch darauf vorbereitet?

Als wir an die Aufgabe herangingen, stellten wir fest, dass es kaum zeitgenössische Beispiele gibt. Man kennt historische Krematorien, es gibt einige Bauten aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, meist reine Zweckbauten oder Umbauten. Wir hatten ein grosses Feld vor uns, das wir neu beackern mussten. Schwierig sind allein schon die technischen Rahmenbedingungen, die Ofentechnik, die Rauchgasreinigung. Und dann gibt es die gesellschaftlichen Fragen und geschichtliche Betrachtungen. Man kann kein Krematorium bauen, ohne sich damit zu beschäftigen, was die Kremation für einen selbst bedeutet.

? Wie weit spielte das Thema Tod eine Rolle? Meine persönlichen und die architektonischen Fragen zum Tod sind nicht mehr auseinander zu dividieren. Das Thema hat mich zehn Jahre intensiv beschäftigt, selbst meine Kinder haben mich gefragt, ob ich erdbestattet oder kremiert werden möchte. Ich habe ihnen erklärt, dass ich mir eine Feuerbestattung vorstellen könnte, dass ich aber auch hoffe, dass diese Frage zurzeit noch nicht so aktuell sei. Fast tröstend erwiderte darauf meine zwölfjährige Tochter: «Fürs Kremieren hast du ja dann immerhin dein eigenes Kremi.» Doch wichtiger als die Gedanken zum Tod war die Frage, wie wir mit ihm umgehen. Als das Krematorium 1911 gebaut wurde, war es üblich, dass man mit dem Sarg eine Abdankung hält, und man war dabei, wenn der Sarg ins Feuer ging. Heute wird ein Verstorbener abgeholt und irgendwann sieht man dann die Urne.

? Welche Bedürfnisse standen beim Entwurfsprozess im Vordergrund, die der Mitarbeiter oder die der Angehörigen?

Zunächst standen sicher die Arbeitsplätze im Zentrum, dies war auch die Forderung der Bauherrschaft. Die Leute müssen unter würdigen Bedingungen arbeiten können. Deshalb war es uns wichtig, Bezüge nach aussen herzustellen. Dass auch Angehörige an der Feuerbestattung teilnehmen können, stand nicht im Vordergrund. Wir wollten nicht eine neue Art von Feuerbestattung proklamieren, doch möchten wir ermöglichen, dabei zu sein, wenn das Bedürfnis dafür vorhanden ist. Das haben wir auf zwei Ebenen getan: Angehörige können sich über den Hof dem Krematorium behutsam annähern, sie können aber auch unmittelbar dabei sein, wenn in der grossen Halle der Sarg dem Feuer übergeben wird. Beim Bau des Krematoriums 1911 war das noch üblich. Später hat sich diese Tradition verloren und seit der Altbau auf zwei Öfen erweitert wurde, waren die Angehörigen nicht mehr dabei.

? Aus welchen Überlegungen habt ihr den Ofenraum so grosszügig verglast? Was war wichtiger: der Ein- oder der Ausblick?

Wir haben die Glasfront nicht gebaut, weil wir fanden, dass man aus einem Krematorium heraus schauen muss. Doch wir empfanden es als Geschenk, das Krematorium an dieser Lage, mitten im Wald bauen zu können. Diese Umgebung wollten wir in den Bau hereinnehmen. So war zunächst der Ausblick wichtiger als der Einblick. Jene, die

im Krematorium arbeiten, sollen einen Bezug zum Leben haben; im Altbau waren sie von der Umwelt abgeschottet. Für die Angehörigen hingegen hat der Bezug zum Wald eine andere Dimension: Er kann Trost spenden. Doch auch der Einblick ist wichtig. Wenn Eltern oder Grosseltern mit den Kindern am Krematorium vorbeispazieren, sehen sie in die Halle. Sie sehen die Särge, halten an, die Kinder stellen Fragen. Dies gibt die Möglichkeit, etwas nüchtern zu erklären. Ich bin erstaunt, wie positiv dies aufgenommen wird. Auch Leute auf der Strasse sprechen mich darauf an.

? Wie haben die Bauherrschaft und die Mitarbeiter des Krematoriums auf die von euch vorgeschlagene Offenheit reagiert?

Die Stadtgärtnerei, die das Krematorium betreibt, hat unser Anliegen von Anfang an unterstützt. Ebenfalls die Angestellten, da hatte ich zunächst gewisse Bedenken. Der Schritt in die neue Anlage war sicher mit einem mulmigen Gefühl verbunden, vor allem mit Blick auf die technischen Abläufe. Die Leute mussten sich von einer handgesteuerten auf eine weitgehend automatisierte Anlage umstellen. Dass ihre Arbeit in dem verglasten Gebäude für die Öffentlichkeit sichtbar wird, gibt ihr Anerkennung und den Wert, den sie gesellschaftlich verdient. Es ist viel belastender, diese Arbeit im Verborgenen tun zu müssen.

? Welche Rolle spielten zu Beginn der Planung Architektur und Gestaltung?

Am Anfang stand das Umweltschutzproblem. Man hatte eine über sechzigjährige Anlage, die nicht mehr funktionierte. Die Bauherrschaft hatte primär eine technisch einwandfreie Anlage gesucht, die die Luftreinhalteverordnung einhält und gute Arbeitsplätze für die Mitarbeiter bietet. In den zehn Jahren Planungs- und Bauzeit gewann die Forderung nach Architektur, nach kulturellen und ethischen Werten an Bedeutung. Doch die Sorge der Bauherrschaft waren die komplexen Rahmenbedingungen: die Technik, die Finanzen und die Denkmalpflege, denn die Friedhofanlage von Rittmeyer & Furrer ist geschützt. Tatsächlich hatten wir noch nie einen Bau mit so vielen Rahmenbedingungen bearbeitet. Es war unsere Aufgabe, die architektonischen und künstlerischen Fragen aufzunehmen und Antworten dafür zu finden.

? Wie kam es zur Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller Klaus Merz?

Recht früh wussten wir, dass wir den Hof mit durchbrochenen Stahlplatten einfassen möchten, und kamen auf die Lösung mit den Buchstaben. Doch wir haben gemerkt, dass die Sprache nicht unser Metier ist, und fanden in Klaus Merz einen Partner für die Texte. Er hatte für seine Arbeit nicht das ganze Alphabet zur Verfügung, denn ein A oder ein O kann man nicht aus der Platte schneiden, sonst gibt es ein Loch. Er hat die Worte und Texte geschaffen, die heute als Gedicht an der Fassade und im Hof lesbar sind: «Tiefe Himmel, weite Welt, leise wiegen, mutig gehen.» Die Zusammenarbeit mit Klaus Merz war ein Glücksfall. Text und Architektursprache sind heute untrennbar ineinander verwoben und ergeben eine starke Sinnlichkeit und eine neue Dimension von Kunst am Bau. •

1 Das neue Krematorium steht eigenständig neben dem Altbau, der beide Räume, Abdankungshalle und Krematorium enthielt.

2 Der zurückhaltend gestaltete Ofenraum ist den Angestellten ein angenehmer Arbeitsort und den Angehörigen ein würdiger Ort des Abschiednehmens.



Neubau Krematorium, 2003

- Friedhof Rosenberg, Winterthur
 --> Bauherrschaft: Stadt Winterthur,
 Departement Bau und Departement
 Technische Betriebe
 --> Betreiberin: Stadtgärtnerei Winter-
 thur
 --> Architektur und Leitung Gesamt-
 planung: Architekten Kollektiv,
 Kisdaroczi Jedele Schmid Wehrli,
 Winterthur
 --> Kostenplanung: PBK, Rüti
 --> Gesamtkosten (BKP 1-9):
 CHF 7,4 Mio.
 --> Gesamtkosten Renovation Abdan-
 kungshalle: CHF 627000.-

Besichtigung des Krematoriums

- Hochparterre und das Architekten Kol-
 lektiv Winterthur laden ein zur
 Besichtigung des Krematoriums
 Winterthur.
 --> Datum: Do, 11. März 2004, 17.30 Uhr
 --> Treffpunkt: Eingangstor Friedhof
 Rosenberg, Winterthur
 --> Führung: Markus Jedele, Architekten
 Kollektiv Winterthur
 --> Anreise: Bus 3, 17.16 Uhr ab Bahn-
 hof Winterthur, Richtung Bettenplatz
 (Rosenberg), Haltestelle «Friedhof»
 --> Anmeldung: keine nötig



2